

Zeitschrift: Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 50 (1971)
Heft: 4

Artikel: Der Sozialismus stagniert nicht
Autor: Adank, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-338367>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dr. Hans Adank

Der Sozialismus stagniert nicht

«Wer die politische Bühne beobachtet, muss über die Stagnation, wenn nicht gar über den relativen Rückgang der von der SPS aufzubringenden Wähler- und Sachfragenstimmen erstaunt sein», schrieb Fritz Marbach in seinem letzten Profil-Artikel. Was mich betrifft, bin ich über Marbachs Erstaunen erstaunt. Seit Jahren heisst es jeweils nach Wahlen, bei denen die befürchteten Mandatsverluste nicht eingetreten sind: «Wir haben wieder einmal erfolgreich stagniert.» Werden Verluste in einem Kanton durch Gewinne in einem anderen einigermaßen ausgeglichen, erklären sich unsere Zentralsekretäre leidlich zufrieden, denn im Abstimmungsergebnis sehen sie mehr oder weniger das Resultat ihrer eigenen Propagandaleistung.

Am 21. Oktober 1962 verkündete der heutige AZ-Verlagsleiter U. Götsch: «Liebe Parteifreunde, um zu neuen Erfolgen zu kommen, muss man die Wirklichkeit sehen, wie sie ist; das bedeutet für uns das Eingeständnis, dass wir seit rund 30 Jahren stagnieren.» Im gleichen Vortrag erwähnte er, dass im Kanton Zürich bei den Nationalratswahlen 1919 32,9 Prozent sozialdemokratisch wählten, 1928 waren es 37,9 Prozent und 1931 40,1 Prozent. Nach dem Zusammenbruch der SPD und der SPÖ ging der Wähleranteil rapid zurück, erreichte aber 1943 einen neuen Rekord, der allgemein als deutlicher Linksrutsch gewertet wurde. Aber schon 1947 gab es wieder einen Rückschlag, und seither ist die Zahl unserer Mandatare im Nationalrat ungefähr gleich geblieben.

Über die Ursachen dieser Stagnation sind schon so viele Analysen gemacht worden, dass es sich erübrigt, dabei lange zu verweilen. Ein einziges lateinisches Sprichwort resümiert all die scharfsinnigen Untersuchungen, die über die politische Bewegungsarmut angestellt wurden: *Plenus venter non studet libenter* (ein voller Bauch studiert nicht gern), wobei *studere* nicht nur *studieren* heisst, sondern auch *Partei ergreifen, sich um etwas bemühen*. Die Beschäftigung mit der Wohlstandsverdauung macht schläfrig und träge. Das Angebot an leichter, zukömmlicher Unterhaltung ist enorm, und die gewissenhafte Autopflege beansprucht einen ansehnlichen Teil der kargen Freizeit.

Die Parteibilder (auf amerikanisch: Images) haben sich in den letzten Jahren kaum geändert. In der Mainnummer der «Roten Revue» des Jahres 1964 gibt Martel Gerteis eine Skizze, die heute noch zutrifft. «Die Sozialdemokraten sind – in den Augen des Mannes von der Strasse – die Vorkämpfer der AHV und überhaupt des Wohlfahrtsstaates. Aber sie wollen zuviel vom Staat und müssen verdächtigt werden, dass sie bei uns östliche Methoden einführen wollen.» Ein zu internationaler Berühmtheit aufgepöppelter, aber durchaus mittelmässiger Nationalökonom namens Röpke schuf den einprägsamen Slogan: «Demokratischer Sozialismus ist nichts anderes als verdünnter Kommunismus.»

Was bis jetzt in der Stagnationsanalyse zu kurz gekommen ist, ist das «Selbstportrait», das der Durchschnittsschweizer von seiner eigenen Persönlichkeit entwirft. Er ist überzeugt, dass er die pralle Lohntüte, die er Monat für Monat nach Hause trägt, nur seiner Tüchtigkeit verdankt, und nicht etwa der Sozial- und Gewerkschaftspolitik, und auch nicht der Hochkonjunktur. Leute aus eher bescheidenen Verhältnissen legen sich eine kapitalistische Gesinnung zu und gleichen damit den Teenagern, welche ihre Kino- und Beatidole in Haartracht und Verpackung auf äffische Weise kopieren. Sie wähnen, nur Untüchtige brauchten die Krücken des Staates für die Existenzsicherung.

Noch etwas anderes verdient hier Erwähnung. Karl Marx lehrte im kommunistischen Manifest: «Der Arbeiter hat kein Vaterland.» Diese Behauptung ist erfalsch. Sie war es schon im 19. und ist es noch mehr im 20. Jahrhundert. Amerikanische Meinungsforscher haben herausgefunden, dass die Werktätigen von Haus aus sehr wenig international gesinnt sind, und dass sie im allgemeinen – welch unangenehme Feststellung! – mehr dem Faschismus als dem Sozialismus zuneigen. Nationalistische Tendenzen machen sich unterschwellig bemerkbar in der weitverbreiteten Fremdenfeindlichkeit und in dem Misstrauen gegenüber der Entwicklungshilfe. Die Einstufung der Schweiz in die oberen Ränge der Wirtschaftsgewaltigen erfüllt die kleinen Leuten Helvetiens mit Stolz, obschon die «phänomenale» Finanzkraft unseres Landes auf Kosten der Volksgesundheit und zum Nachteil unserer Umwelt zustande gekommen ist. Auch Professor Marbach erliegt dem Kitzel des Nationalstolzes, wenn er in seinem Profilartikel schreibt: «Trotzdem ist es (das kleine Land) zu einer produktionswirtschaftlichen und finanziellen Grossmacht geworden. Es macht punkto Volksvermögen und Volkseinkommen andern Nationen die Medaillenränge streitig. Es verfügt, pro Kopf berechnet, über die weitest- und höchsten Währungsreserven der Welt . . . Kurz und gut, jenes kleine Land hat sich, bevölkerungsrelativ, wenn nicht gar zur reichsten, so doch zu einer der allerreichsten Nationen der Welt hinaufentwickelt.» Ich kann mich nicht erinnern, jemals einen so überschwenglichen Hymnus an die kapitalistische Schweiz in einer bürgerlichen Zeitung gelesen zu haben. Das «heimliche Imperium» hat einige unheimliche Bewunderer, manch-

mal auch dort, wo sie am wenigsten hingehören. Es ist eine geschichtsnotorische Tatsache, dass die nationale Selbstbewunderung ein wesentliches Element des Faschismus darstellt.

Ich habe volles Verständnis dafür, dass Professor Marbach an der extremen linken Jugend keinen Gefallen findet. Es ist aber bedauerlich, dass ein Hochschuldozent die «Jungtürken» für das eventuelle Wahlpech im laufenden Jahr verantwortlich machen will und dass er anscheinend aus der überbordenden Kritikklust der Novizen eine Dolchstosslegende auf Vorrat fabriziert.

Jeder vernünftige Mensch wird zugeben, dass es nicht angeht, nur gerade aus der Wahlstatistik Stagnation zu diagnostizieren. Es gilt, Faktoren zu berücksichtigen, die in Zahlen nicht ausgedrückt werden können. Sehr oft bekommt man den Eindruck, dass sozialistisches Gedankengut bei gewissen Schriftstellern und Publizisten, bei vielen Studenten, die der SPS nicht angehören, sehr lebendig ist, während bei der SPS die Sorge um einen greifbaren Erfolg, der Kummer um die Kunst des Möglichen, die Angst, sich vom endemischen Konservativismus gefährlich weit zu entfernen, den Sozialismus in den Untergrund verdrängen. Die SP-Politik ist mit ihren manchmal fragwürdigen Kompromissen eine ausgeklügelte Erfolgstechnik geworden. Man muss den Wählern doch etwas bieten können! Das soll nicht ein Vorwurf sein, sondern lediglich eine Feststellung. Das Kollegialsystem, das in den Exekutiven fast immer reibungslos spielt, hat sich auch in den ideologischen Bereich eingenistet. «Sozialismus» und «Kapitalismus» sind mehr oder weniger umgängliche Kollegen geworden, wobei die Anführungszeichen andeuten sollen, dass in der Praxis hüben und drüben einige Abstriche vorgenommen wurden. Man mag den ideologischen Cocktail beklagen oder begrüßen, Tatsache bleibt, dass die SPS in ihren Reihen eine Freiheit der Meinungsäusserung gelten lässt, um die sie der Freisinn beneiden dürfte. Andererseits haben die bürgerlichen Parteien ihre Programme mit soviel sozialem Gehalt angereichert, dass es für Nichtorganisierte schwierig geworden ist, sich zurechtzufinden.

Die Entwicklungsfermente des Kapitalismus sind und bleiben, trotz Kollegialsystem, die Gewinnsucht und der Konkurrenzneid. Der Sauerteig des Sozialismus besteht immer noch aus Solidarität und aus Rechtsgefühl. Das Streben nach sozialer Sicherheit wird neuestens vom Freisinn nicht mehr so scheel angesehen. Noch im Sommer 1969 äusserte die «NZZ» die Befürchtung, die aufeinanderfolgenden Revisionen könnten die AHV zu einer Volkspension «entarten» lassen (in der «NZZ» ohne Anführungszeichen). Im Oktober desselben Jahres lanciert der Freisinn mit vier andern Parteien eine Konkurrenzinitiative zum Volksbegehren der SPS, welche die Errichtung einer Volkspension anstrebt. Dass «in Not, Armut und sozialer Unsicherheit keine Freiheit gedeiht» und dass die Sorge um das Wachstum der Wirtschaft hinter das Gemeinwohl zurückzutreten hat,

sind beim Freisinn verhältnismässig neue Entdeckungen. Indessen ist beim Bürgertum die Begeisterung für die Wirtschaftsplanung noch nirgends zu entdecken. Man darf aber nicht übersehen, dass heute schon kein Managerkurs abgehalten wird, ohne dass dem Fach *Unternehmensplanung* ein gebührender Platz im Kursprogramm eingeräumt wird. Es scheint sich doch mit der Zeit die Einsicht durchzusetzen: Alles Wirtschaften geschieht entweder planmässig, oder es gestaltet sich unwirtschaftlich. Planlosigkeit ist immer auch Gedankenlosigkeit, und diese bringt uns – viel mehr als die Boshaftigkeit der Kapitalisten – Ausbeutung, Wohnungsnot, Umweltverschmutzung, Inflation und Teuerung. Der Homo helveticus hat sich noch nicht daran gewöhnt, die Volkswirtschaft als ein zusammenhängendes Ganzes, sozusagen als ein grosses Unternehmen, zu sehen, in dem die Investitionen nicht im Hinblick auf die grössten Gewinnerwartungen getätigt werden sollten, sondern im Interesse der Volksgesundheit, der sozialen Sicherheit und des sozialen Ausgleichs. Immer mehr Mitglieder der bürgerlichen Parteien neigen der Meinung zu, die Wirtschaft müsse im nationalen Leben den Platz einnehmen, der ihr gemäss eines humanen Wertsystems einzig zusteht: den Platz einer Dienerin des Volkes und nicht den einer anmassenden und gewinnsüchtigen Herrin. Die Wandlungen, die in den bürgerlichen Parteien, geräuschvoll oder im stillen, vor sich gehen, werden in den Urnenergebnissen wahrscheinlich nicht sichtbar. Die Wahlergebnisse mögen stabil bleiben bis zum Überdruß, in den Köpfen macht die Besinnung auf die soziale Mission des Staates erfreuliche Fortschritte. Wo immer auch die SPS stagniert, der Sozialismus stagniert nicht.

*Herbert Krämer in «Die Zukunft» (Januar 1971)**

Die Boulevardpresse stört mit Tratsch und Effekthascherei nicht den politischen Dornröschenschlaf des satten Staatsbürgers. Sie macht mit der Sensationslust des Publikums ihr Geschäft und lenkt das Interesse der Leser von den gesellschaftspolitischen Problemen auf Nebensächlichkeiten ab. Sie schafft als Opium des Volkes ein ideales Klima für die bürgerliche Politik. Der Sozialismus jedoch gerät auf dem Boulevard in die Gosse. Deshalb sollte die Lehre, die Manfred Scheuch aus dem Verkauf des «Express» in der «Arbeiter-Zeitung» zog, nie wieder in Vergessenheit geraten:

«Sozialdemokratische Aufklärung . . . verträgt sich nicht mit den Gesetzen des Boulevards. Die harte Konkurrenz dort zwingt zur Linie des geringsten Widerstandes, einer Linie mit der sich nicht zufriedengeben kann, wer sich zur Aufgabe setzt, die Gesellschaft zu verändern.»

* Vgl. in «Profil» 3/71 den redaktionellen Artikel «Wozu noch Duckerschwärze?».